

# Nichts bleibt, aber etwas fehlt

Markus Degerman  
S // Stockholm

Dieser Essay beschäftigt sich mit Merkmalen des urbanen Raumes. Er könnte einen anderen Ausgangspunkt gehabt oder sich auf andere Orte bezogen haben und hätte sich dennoch mit den gleichen Ideen befasst.

Tendenzen der Stadtentwicklung haben in den vergangenen Jahren die Erhöhung der spezifischen Dichte der Stadt, deren (Re-)Urbanisierung und die Ausdehnung des städtischen Kernes zum Thema gehabt. Diese können als Reaktion auf modernistische Stadtplanungen, die in einem hohen Maße das 20. Jahrhundert dominiert haben, betrachtet werden und vertreten deren genaues Gegenteil. Es gibt eine massive Nachfrage nach urbanen Räumen mit vor-modernistischen Eigenschaften. Mit anderen Worten, heutzutage wünscht man sich eine in ihrer Struktur verdichtete Innenstadt mit vielen Blöcken, Innenhöfen, Parks, Straßenbahnen und kleinen Eckläden in jedem Gebäude. Dieses Ideal ähnelt der städtischen Wirklichkeit des vorletzten Jahrhunderts. Wenn sich ein Qualitätsmerkmal erst einmal etabliert hat, ist es schwer, das Positive in dem zu sehen, was als Verallgemeinerung des Negativen begriffen wird. Die heute am wenigsten attraktiven Elemente scheinen turmartige Wohnblöcke und andere sich hoch erhebende Gebäude, große freistehende Geschäfte, Parkplätze und Vorstadtbahnen zu sein.

Vorstellungen von Qualität entstehen nicht einfach aus dem Nichts. Sie müssen konstruiert, kommuniziert und schließlich konsumiert werden. All das ist Teil eines Prozesses, in dem eine kleine gesellschaftliche Gruppe durch ihren Lebensstil, ihre Profession und die damit verbundenen Aktivitäten ein Bild dessen produziert, was gut und was schlecht ist. Viele Menschen werden mit diesem Ideal konfrontiert und langsam wird es zu einem Axiom, das in der Folge immer schwieriger hinterfragt werden kann.

Was das Wohnen betrifft ist es nicht verwunderlich, dass das, was allgemein schwer zu erreichen ist, angeblich „Qualität“ repräsentiert. Im Falle von Stockholm bedeutet das, dass die innerhalb der alten, früher mautpflichtigen Stadttore gelegene Innen-



stadt mit ihrem vor-modernistischen Charakter zu einem Symbol für Lebensqualität schlechthin geworden ist. Dies hat wie eine Bremse für die weitere Stadtentwicklung gewirkt. Neuere Wohnviertel, die bereits populär sind oder die gerade geplant und gebaut werden, können in ihrer Struktur und Gestaltung als innerstädtisch

beschrieben werden. In der Absicht eine als katastrophal zu bezeichnende Wohnungsnot zu lösen, wird darüber diskutiert, bereits bestehende Gebäude aufzustocken und die Innenstadt weiter zu verdichten. Die angeführten politischen Argumente sind widersprüchlich. Es wird behauptet, dass es ein demokratisches Recht aller sei, in der Innenstadt zu leben. Die linksdemokratische Partei VP hat mit der Begründung, jeder solle unabhängig vom Einkommen in der City leben können, um Wählerstimmen gewonnen. Das Problem ist, dass dadurch ein bestimmtes Merkmal von Lebensqualität bestätigt und so eine hierarchische Ordnung begünstigt wird. Die damit verbundene Zuschreibung ist, dass es weniger gut sei, in einem anderen urbanen Raum als dem innerstädtischen zu leben. Die Möglichkeit dem zu entfliehen, wird als eine Frage der sozialen Gerechtigkeit angesehen. In Wahrheit sind Vorstädte hinsichtlich ihrer Architektur und sozialen Mischung sehr unterschiedlich. Vielleicht wäre es sozial gerechter, die am wenigsten populären Vorstädte attraktiver zu gestalten?

Städtische Räume, die als wesentliches Merkmal eine ganze Reihe möglicher Konzepte (dessen was als positiv, unterhaltend, angenehm, aufregend und interessant empfunden wird) beinhalten, können der erste Schritt hin zu einer sozial gerechteren Situation sein. Es ist nicht notwendig, diese Konzepte von Anfang an physisch zu realisieren. Es kann genug sein, die vorstellbaren Möglichkeiten zu entdecken. Später wäre es denkbar, interessierten Beteiligten oder Parteien (für einen begrenzten Zeitraum) Zugang zu den Räumen zu geben, deren augenblickliche Funktion unklar ist. Die Fähigkeit, verschiedene Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen, hilft uns in vielerlei Hinsicht, nicht zuletzt darin, neue Erklärungen zu finden und so die allgemeine Entwicklung zu bereichern. Zu hoffen ist, dass eine größere Offenheit der Wertesysteme zu weniger Vereinheitlichung und größerer Toleranz führt.



